

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1899)
Heft: 2

Rubrik: Kleine Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kleine Mitteilungen.

Der sprechende Dom in Bidschapur (Mahrattagebiet). Es war im Jahr 1489, dass der Statthalter von Bidschapur, Ysuf Adil Khan, ein Sprössling des türkischen Kaiserhauses in Konstantinopel, der als Abenteurer nach Indien gekommen zu sein scheint, sich gegen seinen Herrn und König Mahmud Schah erhob und von ihm abfiel. Er machte Bidschapur*) zur Haupt- und Residenzstadt seines Reiches, das der Küste entlang sich von Goa bis nach Bombay hin erstreckte. Unter seinen Nachfolgern wuchs das Reich schnell zu Grösse und Macht und mit ihm zugleich blühte auch die Stadt empor, so dass sie in den Tagen ihres höchsten Glanzes gegen eine Million Einwohner gezählt haben soll. Innerhalb ihrer mächtigen Ringmauern und Befestigungswerke erhoben sich eine Unzahl von Prachtbauten, deren Kuppeln und Minarets noch heute emporragen, so dass der Wanderer von ferne eine blühende Stadt vor sich zu sehen meint. Trotz ihrer 16000 Einwohner ist es jedoch öde in den Gassen und zwischen den Trümmern und Grabdenkmälern. Aber nicht nur ihre Grösse imponiert dem Beschauer, sondern auch der Zauber ihrer Kunst, wie man Aehnliches kaum irgendwo an indischen Bauwerken findet. Ja die Prachtbauten Bidschapur's sollen nach der Aussage von Kennern den kunstvollsten Monumenten Kairo's nicht nachstehen und in ihrer einzelnen Ausführung noch die berühmte Alhambra übertreffen.

Nicht gerade durch künstlichen Schmuck, wohl aber durch seine gewaltigen Dimensionen fällt vor allem der Gol-Gumbatz, d. h. der runde Dom auf. Er wird auch der Bol-Gumbatz, d. h. der sprechende Dom genannt, wegen seines vielfältigen Echo's, das sich darin hören lässt. Dieser beinahe 200 Fuss hohe Dom ist die letzte Ruhestätte von Sultan Mohammed Adil Schah (1625 bis 1656) und seiner Familie. Es ist ein quadratförmiges Gebäude, das von einer massiven Kuppel bedeckt ist. In seinem Innern misst jede Seite des Vierecks 135 Fuss, so dass es einen Flächenraum von 18,225 Quadratfuss enthält. Die Höhe zwischen dem Boden und der Kuppel beträgt nicht weniger als 175 Fuss. Dabei weist dieser weite Raum keine einzige Säule als Träger der gewaltigen Kuppel auf. Staunen, ja Ehrfurcht erfasst unwillkürlich den Besucher, wenn er aus dem blendenden Sonnenlicht draussen plötzlich in das feierliche Halbdunkel des majestätischen Domes hereintritt. Der schmucklose aber grossartige Innenraum, mit seiner imposanten Höhe, der jedes laute Wort und jedes stärkere Geräusch wie aus weiter Ferne wiedergibt und geisterhaft erklingen lässt, eignet sich wahrlich zur Grabesstätte einer Herrscherfamilie.

In der Höhe von 57 Fuss gehen die vier Ecken des Baus in sanft einwärts geneigte Gewölbeflächen über, deren vorspringende Rippen in eleganten, nach rechts und links aufsteigenden Bogen das Quadrat zuerst in ein Achteck, dann in ein Sechszehneck und schliesslich in einen Kreis auslaufen lassen. Da diese Gewölbeflächen sich nicht nur seitwärts ausdehnen, sondern auch etwas einwärts hängen, so wird der Durchmesser des Kreises, den sie in einer Höhe von fast 100 Fuss bilden, etwas geringer als der Durchmesser des Quadrates und es beträgt derselbe nur noch 97 Fuss, anstatt 135. Somit hängt oben an

*) Eigentlich Widschajapur = Siegesstadt.

den Wänden ein ungeheures Gewicht des Mauerwerks in den Raum herein, ohne doch einen schwerfälligen Eindruck zu machen. Das nach innen hängende Mauerwerk dient aber nicht nur zum Schmuck, sondern es hat auch dem starken Druck nach aussen hin, den die 12 Fuss starke Kuppel auf die vier Wände ausübt, entgegenzuwirken.

Der von diesen Strebegewölben gebildete Kreis von 97 Fuss Durchmesser geht jedoch nicht in die Kuppel über, denn ihr Durchmesser beträgt 124 Fuss. Es bleibt somit zwischen dem offenen Kreis und den Wänden der Kuppel ein mehr als 12 Fuss breiter Weg, der mit einem Backsteingeländer eingefasst ist und die interessanteste Flüstergalerie der Welt bildet. In jeder Ecke des Gebäudes führt eine Wendeltreppe innerhalb der Mauer von unten zur Galerie hinauf. Spricht man nun in dieser ganz leise gegen die Wand, so hört der auf der entgegengesetzten Seite der Galerie Befindliche die Worte laut und vernehmlich, als ob die Laute von der Wand heraustönt.

Auch die Kuppel gibt ein deutliches, unzählige Male sich rasch aufeinander folgendes Echo wieder. Salam! rufst du in den Raum hinaus. Salam, Salam! tönt's sofort von allen Seiten in deiner Stimme wieder. Du lachst darüber; sofort lacht eine verborgene Schar aus voller Kehle mit, als ob hundert Kobolde dich necken oder verspotten wollten. Schiltst Du sie, so geben sie dir deine eignen Worte höhnend zurück. Der feierlich ernste Eindruck, den das Gebäude vom Boden aus gesehen auf den Besucher macht, wird durch die komischen Szenen, die das Echo hervorruft, gänzlich verwischt.

Aussen sind die vier Ecken des Gebäudes abgestumpft und mit einem sechsseitigen Turm versehen, der sich an die abgeschrägte Wandfläche anlehnt. Diese Türme sind sieben Stockwerke hoch, von denen jedes an den fünf freien Seiten ein lanzettförmiges Bogenfenster aufweist. Dazu ist jeder Turm mit einer netten Kuppel und fünf kleinen, zierlichen Minarets gekrönt. An jeder Ecke führt eine Treppe innerhalb der Mauer zu den einzelnen Stockwerken, so dass man hier etwas ausruhen und die Aussicht geniessen kann. Auch aussen um den Fuss der Kuppel herum läuft eine Galerie, von der aus man einen freien Ausblick hat auf das weite Ruinenfeld und die Festungswerke der Stadt.

Die Begräbnisstelle selbst befindet sich unter dem Dome in einem Gewölbe, das ebenfalls zugänglich ist. Auf dem Fussboden des Doms erhebt sich eine grosse Plattform mit sechs Sarkophagen, die genau über den unten im Gewölbe sich befindlichen Gräbern stehen. Das am meisten in die Augen fallende Bauwerk Bidschapur's ist also ein Grabmal und somit ein beredter Zeuge der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und verblichener Herrlichkeit.

Auch ein Pestserum. Während einer Pestepidemie in Transkaukasien hat ein russischer Feldscher seine Patienten mit einem ebenso einfachen, als originellen Mittel kuriert. Er machte ihnen Einschnitte unter den Armen und rieb „Tabaköl“, d. h. den Inhalt seines Pfeifensacks, in die Wunden. So berichtete ein seither in hohem Alter gestorbener russischer Offizier, der in scheinbar hoffnungslosem Zustande von diesem Heilkünstler in Behandlung genommen und gerettet wurde.

Ein schriftkundiger Teufel. Zwischen den südindischen Provinzen Trichinopoly, Tandschur und Madura liegt das 1380 englische Quadratmeilen

umfassende Fürstentum Puducotta (Tamil: Pudukotei = Neuburg), auch das Todimanland genannt. Während der Minderjährigkeit des jetzigen Radscha Todiman Marthanda Bheirawa Singh führte im Auftrag der Madras-Regierung der Divan Seschia Schastri die Regentschaft. Er ist ein sehr tüchtiger Verwaltungsbeamter und hat namentlich in der Hauptstadt Pudukotei manche Verbesserungen eingeführt, für gutes Trinkwasser gesorgt, die Strassen verbreitert und eine ganze Anzahl neuer öffentlicher Gebäude, darunter ein Hospital, aufführen lassen. Eine dieser Verbesserungen war die Verlegung des Tschéri, d. h. des Pariadorfes, das einen beständigen Seuchenherd bildete, ausserhalb des Weichbildes der Stadt, wo es sauber und regelmässig wieder aufgebaut wurde. Das war nicht nur für die Stadt, sondern auch für die Paria eine Wohlthat, denn nun hatten sie nicht nur mehr Luft, sondern sogar Strassenbeleuchtung! Einen Haken aber hatte diese Neuerung. Die Parias sind Teufelsdiener; ihr „Muni“ hatte seinen Sitz auf einem Baum, mitten im alten Tschéri aufgeschlagen, und dort wollten ihn die Stadtbewohner nicht länger dulden. Der Divan, dem die Klage vorgebracht wurde und der seine Leute kannte, wusste sich zu helfen. Nach einigen Tagen war ein schriftlicher Befehl an den Baum angeschlagen, nach welchem der Teufel innerhalb einer bestimmten Frist seinen Wohnsitz an einem beliebigen Ort ausserhalb der Stadt aufzuschlagen habe. Der offenbar schriftkundige und loyale Teufel nahm sich diese Weisung zu Herzen, denn als man nach Ablauf der Frist den Teufelspriester des Tschéri fragte, ob der „Muni“ dem Befehl nachgekommen sei, konnte dieser es bejahen. So war beiden Teilen geholfen; die Städter waren den Unhold los und die Parias hatten ihren „Muni“ wieder.

Auch Geographen. Vom Berliner Geographen-Kongress erzählt der Berliner Berichterstatter des „Corriere della Serra“ folgende Anektoden: Unter den 1500 Mitgliedern waren tüchtige Leute, Gelehrte ersten Ranges, von Welt-ruf; aber, aus Liebe zur Geographie oder — zu den Schmausereien und Ent-deckungsreisen nach Potsdam und andern unbekanntem Ländern waren auch Herren erschienen, die mit der Mutter Erde nur sehr oberflächlich bekannt zu sein scheinen. Bald nach der Eröffnung des Kongresses machte ich mir den Spass, vier oder fünf von diesen Mitgliedern zu fragen: „Auch Geograph! Ach könnten Sie mir vielleicht sagen, wie die Hauptstadt des Fürstentums Liechtenstein heisst?“ Zwei von den „Geographen“ erwiederten mit dem Brust-ton der Ueberzeugung: „Natürlich, gleichfalls Liechtenstein!“ Die andern schwiegen. Liebliches Vaduz, keiner von diesen „Gelehrten“ hatte eine Ahnung von deiner Existenz! Bei einem Festmahl — auch diese Anekdote ist charakteristisch — sass der Gesandte von Uruguay neben einem Herrn, dessen Brust mit Ordenssternen besät war. „Aus welcher Stadt sind Sie?“ fragt im Laufe der Unterhaltung der Herr mit den Orden den Gesandten. — „Aus Montevideo.“ — „Ah, aus Montevideo!“ ruft der Dekorierte aus — „schöne Stadt! Die schönste in . . . Argentinien!“ Und das war ein Deutscher, d. h. ein Bewohner des Landes, in welchem man die Geographie besser und gründlicher studiert als anderswo. Nun mache man sich erst einen Begriff von den anderen!

Ueber die geographischen Ergebnisse der belgischen Südpolar-Expe-dition gibt Dr. Cook in dem Januarhefte des „Century Magazine“ eine zusammenfassende Uebersicht nebst schönen Abbildungen aus verschiedenen

Teilen des Reiseweges. Cook zieht in folgenden Worten die Summe aus dem Erfolg dieser wichtigen Expedition: „Die Arbeit der ersten beiden Wochen gipfelte in der Entdeckung einer Meeresstrasse, die während der Sommermonate von der Bransfieldstrasse 200 englische Meilen südwestlich bis in ein unbekanntes Gebiet des südlichen Eismeeres für die Schifffahrt völlig frei ist. Diese Meeresstrasse hat nach unserem Schiffe den Namen Belgicastrasse erhalten. Im Osten der Bransfieldstrasse entdeckten wir ein hohes, zusammenhängendes Land, das mit dem als Grahamland bezeichneten Gebiete in Zusammenhang steht. Wir taufte es zum Gedächtnis an einen unserer Gefährten, der während der langen Trift im Packeise starb, Dankoland. Das Land westlich dieser Strasse wird durch mehrere Kanäle in Inseln getrennt, die wir zu Ehren des Kapitäns Palmer, des amerikanischen Seefahrers, der als erster aller Menschen den Aussenrand dieses Landes gesehen hat, Palmer-Archipel benannten. In den Gewässern der Belgicastrasse liegen etwa 100 Inseln und einige Inselgruppen zerstreut, von denen nur etwa 50 von wesentlicher Grösse sind. Die Inseln, Vorgebirge, Buchten, Hochländer und Gebirge werden meist nach belgischen Freunden der Expedition benannt werden, aber auch andere hervorragende Forscher werden nicht vergessen werden, z. B. sind zwei Inseln nach Nansen und Andrée und ein Kanal nach dem berühmten Hamburger Meteorologen Neumeyer benannt.“

Menschenfresser in Südamerika. Eine bei den Indianern Südamerikas noch sehr verbreitete Sitte ist die Gewohnheit, Stammesmitglieder zu töten, die durch Alter und Krankheit für den Stamm ein Hindernis geworden sind. Die Mayorunas verzehren noch heute die Alten und Kranken des eigenen Stammes, ohne Vater oder Kind zu schonen. Das wird häufig bei schweren Krankheiten als Akt der Pietät aufgefasst. Der Reisende Osculati erzählt von den Mayorunas, er habe einmal einen kranken, getauften Indianer dieses Stammes weinend getroffen und ihn um die Ursache seines Kummers gefragt. Da habe jener geantwortet, jetzt würde er bald von den Würmern gefressen werden; wäre er nicht getauft, so hätten dies seine nächsten Verwandten gethan. Das letztere wäre ihm also lieber gewesen. Die Yamna am oberen Amazonenstrom verzehren das Mark aus den Knochen ihrer Toten, weil sie glauben, dass dadurch die Seele der Verstorbenen in ihren Körper übergehe. Die Caschilos am Pachitea scheinen mit dem Verzehren der Greise ihres Stammes einen religiösen Akt zu verbinden. Sobald dem Greis angezeigt wird, dass sein letzter Tag gekommen ist, gibt er Zeichen der Freude und sagt, er werde nun bald seine alten Freunde wiedersehen. Ein grosses Fest wird vorbereitet, und das Opfer mit der Keule erschlagen. Von dem Fleisch darf nicht das geringste verloren gehen, selbst die Knochen werden zerstampft in den Machato gethan und getrunken. Niemals aber verzehren sie das Fleisch der Weiber, weil sie es für giftig halten und fürchten, durch seinen Genuss feige und weibische Eigenschaften auf sich zu übertragen. Bei den Botukuden verzehren die Mütter öfter ihre verstorbenen Kinder aus Zärtlichkeit. Wenn der Vater alt und unfähig ist, auf den Wanderungen mitzukommen, so bittet er selbst seinen Sohn, ihn zu töten. Der Körper wird gebraten und von der ganzen Familie unter Heulen und Schreien verzehrt.

Herbera berichtet über den Kannibalismus der Eingebornen von Canca im heutigen Kolumbia, dass der Mann sein Weib isst, der Bruder den Bruder

oder die Schwester, der Sohn den Vater. Eine scheussliche Sitte besteht nach den Aufzeichnungen des französischen Forschers Crevaux bei den Galibis. Sie verzögern die Bestattung ihrer Toten um eine Woche. Unter die Leiche, die in einer Hängematte liegt, wird ein grosses Gefäss gestellt, das die bei der Zersetzung herunterträufelnde Flüssigkeit auffängt. Die zukünftigen „piays“, d. h. die Studenten der Medizin, werden gezwungen, ihre Charakterfestigkeit zu beweisen, indem sie eine Einweichung von Tabaksblättern und einer Pflanze, Quinquina genannt, vermisch mit einigen Tropfen der Leichenflüssigkeit trinken. Man ist jetzt allgemein von der Annahme abgekommen, dass die anthropophagischen Stämme aus Wohlgeschmack am Menschenfleisch diesem Gebrauche huldigen. Gerade in den heissen, tropischen, von jagdbaren Tieren belebten Gegenden ist die Anthropophagie am verbreitetsten. Rachsucht, religiöse und psychologische Motive spielen bei den Indianern Südamerikas eine grosse Rolle. Der furchtbare Hass, der unter den verschiedenen amerikanischen Völkerschaften herrscht, führt sie oft dazu, ihre Gefangenen aus Rachsucht zu verspeisen. Diese Sitte soll z. B. bei den Tupi, die früher keine Anthropophagen waren, durch das Beispiel einer Frau sich eingebürgert haben, die sich auf den Mörder ihres Sohnes warf und ihm die Schulter zum Teil abfrass. So zerreißen auch die Parentintins die, die lebend in ihre Hände fallen, mit ihren Zähnen. Aehnliche Fälle von Rachsucht finden sich bei den meisten südamerikanischen Stämmen. Als der grausamste Stamm am oberen Amazonenstrom gelten die Cachibos. Sie verzehren stets ihre Gefangenen und sind daher bei den benachbarten Stämmen sehr verhasst. *Theodor Koch.*

Brasilien. Fast die Hälfte des südamerikanischen Kontinents wird von Brasilien eingenommen, welches das deutsche Reich an Grösse um das Fünfeinfache übertrifft. Brasilien umfasst die Ebene des Amázenenstromes mit Ausnahme ihres Saumes vor den Anden und das brasilianische Bergland, eine Hochfläche von 300—600 m mittlerer Höhe mit aufgesetzten Gebirgskämmen, die sich zwischen jenem Strom und La Plata ausbreitet. Von letzterem bis zur Ostspitze Südamerikas läuft die Serra do Mar, ein langes, breitrückiges Kettengebirge, an der Küste entlang. In diesem sind nur wenige Berge 1000 m hoch. Durch das Thal des Parahyba geschieden ist die Serra da Mantiqueira die höchste Bergkette mit dem höchsten Berg Brasiliens, dem Itatiaya oder Itatiayassu (2712 m). Durch diese Bergkette, die in ihrer nordöstlichen Fortsetzung Serra do Espinhaço heisst und weiter nördlich noch andere Namen hat, bricht der Rio Sao Francisco sich Bahn, indem er in einem der mächtigsten Wasserfälle der Erde, den Paolo Affonso-Katarakten, grösseren und kleineren Stromschnellen, welche 110 km weit reichen, den Höhenunterschied von 174 m der Thalsole ausgleicht. An dem Ostabhang jener Ketten entspringen zahlreiche Flüsse, die nach kurzem Laufe in den atlantischen Ozean münden, so der Rio Doce, Rio Jequitinhonha, Rio Paraguassu. Westlich liegt das drittgrösste Flusssystem Brasiliens, das des Rio Sao Francisco, der durch seine zentrale Lage die wichtigste Ader des Reiches ist und zahllose Nebenflüsse von Ost und West empfängt. Man kann ganz Brasilien in die Gebirgsregion, in die nördlich davon gelegene Hügelregion, in die nördliche Gegend, in die Ebene des Paraná und in die südliche Gegend einteilen. Der Paraná entspringt unweit des Itatiaya-Berges in der Serra da Mantiqueira, empfängt

rechts den Parahyba, links den Rio Tiete, den Rio Paraná-Panema, den Rio Ivahy und den Rio Yguassu. Letzterem parallel fliesst der Uruguay, dessen Quelle in der Serra Geral liegt, der von dem Paraná durch die Serra de Santo Antonio getrennt wird und erst in der La Plata-Bucht mit ihm zusammenfliesst. Am äussersten Westrande des Plateaus von Matto Grosso entspringt der Paraguay; dieser tritt bald in die Tiefebene und durchfliesst sie bis zu seiner Einmündung in den Paraná. Links empfängt er den Rio S. Lourenço, dem vom Norden der Cuyaba zufliesst. Die Nordabdachung des Plateaus von Goyaz und Matto Grosso wird von den Nebenflüssen des Amazonas entwässert, die zahlreiche Stromschnellen haben, weil das Plateau terrassenförmig abfällt. Es sind Tapajoz, Xingú und Araguaia oder Rio Grande, der rechts den Tocantins aufnimmt. Den ganzen Norden Brasiliens durchfliesst der Maranhão oder Amazonas (Amazonenstrom), der gewaltigste Strom der Erde. An seinem oberen Lauf dehnen sich waldige Ebenen endlos aus. Auf brasilianischem Boden fließen ihm 19 Nebenflüsse ersten Ranges zu. Der Madeira, sein wichtigster Nebenstrom, mündet etwas unterhalb des Rio Negro, der aus dem Norden kommt. Der untere Amazonaslauf fliesst durch ausgedehnte Prairien. Die sogenannte Deltaregion wird von zahlreichen kleinen Nebenflüssen durchschnitten. Diese bilden schmale Buchten und Kanäle, die von Mangrovewäldern dicht umwachsen sind. Den Amazonas umgibt ein undurchdringlicher Urwald mit rankenden oder ungemein hohen Bäumen. Die Flüsse wimmeln von Fischen. Die Klasse der letzteren ist in Brasilien durch tausende von Arten vertreten. Es sind grösstenteils Salmoniden, Siluriden und Labroiden. Als der am häufigsten in den nordbrasilianischen Flüssen und Seen vorkommende Fisch wird die Piranha genannt, ein nur 10—12" langer, gezahnter Fisch, von welchem erzählt wird, dass er zuweilen badende Menschen und Tiere in solcher Menge überfalle und zerfleische, dass sie in wenigen Minuten zu einem Skelette, gleich dem Präparate eines anatomischen Museums, gemacht würden. Der Fischfang wird meist durch Indianer betrieben, die darin eine grosse Geschicklichkeit besitzen. Sie bedienen sich dazu teils des Angelhakens und der Reusen, teils aber auch der giftigen Wurzel einer Schlingpflanze, Timbó genannt, die sie zerkleinern und in das Wasser werfen, wonach alsbald die in demselben Bereich schwimmenden Fische an die Oberfläche kommen und dort in einen betäubten Zustand geraten, der es gestattet, sie mit der Hand zu fangen.

Die Art und Weise, wie man den Urwald in fruchttragendes Land verwandelt, ist in allen Provinzen des Reiches dieselbe. In den Monaten September und Oktober werden die Lianen, das Rohr und das Unterholz mit langen Faschinenmessern oder mit Buschsiceln niedergeschlagen, so dass die Luft in das Innere des Waldes freien Zutritt erhält und die gefälltten Pflanzen bald völlig trocken werden. Nun werden mit der Axt die grösseren Stämme gefällt, eine Arbeit, die mit manchen Gefahren verbunden ist. Nachdem der gefällte Waldstrich trocken geworden ist, wird er an verschiedenen Stellen angezündet und wenige Stunden später bedeckt eine glühende Asche die vor dem so üppige Fläche.

Dr. phil. H. Blumenau †. Am 30. Oktober starb in Braunschweig der ehemalige Kolonialdirektor Dr. phil. Hermann Blumenau, ein Pionier deutscher

Kolonisation in Südamerika. Er war am 26. Dezember 1819 in Hasselfelde als Sohn des Forstrats Karl Friedrich Blumenau geboren, studierte Philosophie und ging zum Apothekergewerbe über, das er in Erfurt praktisch erlernte. Da er jedoch wenig Neigung für den ergriffenen Berufszweig empfand, siedelte er 1846 nach Südamerika über, wo er auf Empfehlung von Alexander von Humboldt für die Hamburger Kolonialgesellschaft thätig war, die auf den Ländereien des Prinzen von Joinville eine Kolonie für deutsche Auswanderer errichtete. Dort empfing er die erste Anregung zu seinem Werke, das sich noch heute eines blühenden Zustandes erfreut. Im Itajahygebiete des brasilianischen Staates Santa Catharina liegt die Kolonie Blumenau, unstreitig die bedeutendste des ganzen Gebietes. Sie verdankt dem Verstorbenen ihre Entstehung. Mit seltener Energie und Hingabe und mit Aufopferung seines Privatvermögens übernahm er im Jahre 1850 die schwierige Aufgabe, seinen armen Landsleuten in dem überaus fruchtbaren Thale des Itajahy eine Stätte zu bereiten, an welcher sie zu einem sorgenfreien Leben, ja sogar zu Wohlstand gelangen konnten. Die ganze Anlage dieser Kolonie auf den teils vom Staate, teils von Privaten erworbenen Ländereien zeugt von der Tüchtigkeit des Gründers. Leider erschöpften sich die Mittel desselben, und so sah er sich gezwungen, dieselbe im Jahre 1860 dem Staate zum Kaufe anzubieten, welcher sie auch übernahm und bis zu ihrer im Jahre 1880 erfolgten Emanzipation von Dr. Blumenau verwalten liess. Mit dem Worte Emanzipation versteht man in Brasilien die Einverleibung der Kolonie in den allgemeinen Verwaltungsmechanismus, welcher Akt die Aufhebung der Direktion und der Staatszuschüsse zur Folge hat. Die ganze Kolonie umfasst einen Flächenraum von 60,000 Hektaren und zählt gegenwärtig etwa 42,000 Einwohner, unter denen sich ca. 30,000 Deutsche befinden. Im Jahre 1865 war Blumenau nach Deutschland zurückgekehrt, um hier für Kolonialzwecke zu wirken. 1866 verheiratete er sich und kehrte 1869 mit seiner Familie nach seiner zweiten Heimat, an der er mit grosser Liebe hing, zurück. Nach der völligen Einverleibung seiner Schöpfung in die brasilianische Staatsverwaltung kam er 1884 wieder nach Braunschweig, wohin schon zwei Jahre zuvor seine Familie übergesiedelt war. Hier hat er seitdem gelebt. Mit grossem Interesse hat er die Weiterentwicklung des brasilianischen Staates im allgemeinen und die der nach ihm benannten Kolonie im besonderen verfolgt. Kaiser Dom Pedro, den die Revolution vom Throne stiess, war ihm Zeit seines Lebens ein guter Freund und zeichnete ihn wiederholt aus. In seinem letzten Lebensjahre litt Blumenau an starker Schwerhörigkeit, die auch sein Interesse an mündlichem Austausch über die modernen Kolonialbestrebungen beeinflusste.

Die Kolonie Blumenau widmete ihrem verstorbenen Gründer, Dr. phil. Hermann Blumenau, einen $1\frac{1}{2}$ Meter hohen und 1 Meter breiten Lorbeerkranz mit grügelber Schleife, die die Inschrift trug: „Ihrem hochverehrten Dr. Blumenau, die dankbare Kolonie Blumenau.“ Ferner hatten noch unter andern die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft, die Firma Karl Hoepke in Desterro und die Deutschen von Itajahy Kränze mit Inschriften gestiftet.

Während aus Hamburg Herr Hermann Stolz auf Wunsch und in Vertretung des Vorstandes der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft zum Begräbnis reiste, waren unter andern auch Herr Direktor Doerk vom gleichen Verein, Herr Rudolf Krause von Itajahy, die Herren Georg Repsold senior

von Rio, Sallentin senior und junior als Desterro-Bekannte und Freunde des Verstorbenen anwesend.

Dem Andenken eines Toten. Es war in der Campanha, im Munizip von Soledade, als an einem prachtvollen Sommermorgen zwei Reiter über die blumendurchwirkten Campos dahin trabten.

Malerisch flatterten die bunten Pallas um die ebenmässigen Glieder der hochaufgeschossenen jungen Männer, und man hätte sie leicht für Serraner halten können, wenn nicht der rein germanische Typus und die deutsche Sprache die Nationalität der beiden Reisegefährten verraten hätten. Die aufgebundenen Satteltaschen, die gerollten Ponchos zeigten, dass es zwei Reisende waren, welche aus der Ferne hieher gekommen.

Endlos dehnte sich das Grasmeeer vor den Blicken der Reisenden aus, nur selten gewährte man einige vereinzelt Pinien, oder eine kleine Baumgruppe, nur nach Westen in blauer Ferne hob sich eine dunkle Linie heraus, die Serra, in welcher der Taquary entspringt.

In dem weichen Grasteppich, den die Hufe der Tiere niedertraten, summten und schwirrten die Insekten, um den verschiedenen Blüten der Pflanzenwelt ihre Besuche abzustatten.

Der hübsche Alecrim (*Lantana microphylla*, Mart.), das blühende Kraut der heiligen Maria (*Chenopodium umbrosioides*, L.), das Vogelkräutchen (*Loranthus marginatus*, Lam.), vermischt mit Klee und harten Gräsern, bildeten den Hauptbestandteil des am Wege hinziehenden Grasmeeeres; ab und zu sah man zur Abwechslung auch Mohn und Gänseblumen, oder seltener eine blühende Malve.

Die Reisenden hatten schon verschiedene Leguas zurückgelegt, die Sonne stand im Zenith, ihre Strahlen verursachten eine drückende Hitze, die um so fühlbarer wurde, da weit und breit kein schattenspendendes Wäldchen zu sehen war.

Die auffallend schönen Reittiere trabten in Schweiss gebadet weiter, ab und zu ein dumpfes Schnauben ausstossend, als ob sie damit den Reitern andeuten wollten, dass es Zeit zu einer Siesta sei.

Endlich tauchte in der Ferne eine menschliche Wohnung auf, die von schattigen Bäumen umstanden war.

„Lasst uns dort ein wenig rasten, Rammusch,“ sagte der eine Reiter, und wie auf Kommando schwenkten die Tiere auf einen Seitenweg ein, der nach der einsamen, weltvergessenen Wohnstätte hinführte.

Es war ein ganzer Komplex von Gebäulichkeiten, bunt durcheinander gewürfelt, der da vereinsamt in der Pampa lag, lehmverschmierte Buden mit Grasdächern, wie es in den Missionen noch heute Sitte und Brauch ist. Das Wohnhaus in dem bekannten Scheunenstil mit den Laden ohne Fenster, dann davon abseits die Küche, die Ramada und die Paioles (Scheunen), weiterhin der Hühnerstall und die Schweinekorrale.

So vernachlässigt die menschliche Wohnung auch schien, so reich war der Garten, man sah, dass hier eine emsige und sorgsame Hand mit peinlicher Gewissenhaftigkeit waltete.

Die Reisenden trabten dicht an das Portal heran und klatschten in die Hände.

Ein Dutzend grimmiger Köter stürzte wutschnaubend aus der Ramada heraus und umkreisten mit einem unbeschreiblichen Höllenlärm die Reiter.

Jetzt erschien eine merkwürdige Figur auf dem Hofe und rief die lärmende Köterschar zurück. Es war ein alter Mann, dessen Gesicht wie mit Krähenfüßen zerhackt war. Die grauen Haare des Kopfes und Bartes waren lang und ungepflegt, der ganze Kopf machte einen apostelartigen Eindruck. Gekleidet war der Mann in das grösste Riscadozeug, dieses selbst schon alt, zerrissen und verwaschen. Auf dem Kopfe trug er einen alten, aber echten Panamadeckel und an den Füssen sogenannte Pracatas oder Moccasins der Indianer.

„Os Snrs. podem entrar e apear,“ rief der Alte, indem er das Portal weit öffnete.

Die beiden Reiter lenkten ihre Tiere in die Ramada und stiegen ab.

„Os Snrs. tenham a bondade de entrar,“ rief der Hausbesitzer und öffnete die Haustüre.

Sie traten in ein Vorzimmer ein; in diesem befand sich ein Tisch, etliche Bänke, und an den Wänden hingen Bestandteile des brasilianischen Sattelzeuges.

„Os Snrs. tomem assento, eu vou buscar um mate chimarão.“

„Ein eigentümlicher Alter, ein Modell wie kein zweites für einen Maler,“ unterhielten sich die beiden Reisenden. „Hier lebt dieser Mensch in weltabgeschiedener Einsamkeit, ohne Bedürfnisse, das Leben eines Diogenes.“

„Ach was,“ sagte Rammbusch; „so ein alter Caboclo, wie der, ist nichts besseres gewöhnt; wenn der seinen Spiessbraten hat, eine Hand voll Farinha, einen gebratenen Maiskolben und einen Teller Milch, dann lässt er Gott einen guten Mann sein und den Teufel auch. Wie solche Menschen leben und leben können, das frage ich mich oft.“

„Sie wissen es eben nicht besser, für sie ist das Leben eben so und nicht anders, und vielleicht sind diese Menschen viel glücklicher, als wir.“

Der mit Rammbusch Angeredete war aufgestanden und griff nach einem alten Buch, das auf einer Bank lag.

„Ob dieser Mensch überhaupt einen Buchstaben kennt; wir wollen doch einmal sehen! — Siehe da, wer hätte das gedacht, die Klassifikation der Pflanzen von Linné. Wie kommt dieser Mensch zu einem solchen Werke und in französischer Sprache? Gott weiss, wo er dasselbe aufgegabelt hat, und nun prangt es hier in dieser alten Bude, um dem Besucher weiss zu machen, als könne der Herr dieser Wohnung lesen.“

Der Alte trat in diesem Augenblicke mit dem Chimarão und mit der Kanne heissen Wassers herein, um seine Mundwinkel zuckte es spöttisch.

„Wie kommen Sie zu diesem Werke?“ fragte Dr. Rammbusch. „Derartige Bücher sind so sehr selten hier in Brasilien, selbst in Rio de Janeiro, dass man sich wundern muss, wie sich dieses Werk in diese Einöde verlor.“

„Ich habe soeben darin gelesen,“ sagte der Hausherr, nicht das viel-sagende Lächeln der beiden Reisenden beachtend, „Linné war ein grosser Mann, eine Zierde der Wissenschaft, und die Botanik hat ihm alles zu verdanken.“

„Können Sie dieses beurteilen,“ frug Rammbusch verwundert.

„Gewiss,“ versetzte der Alte, „ich habe die Naturwissenschaften stets gepflegt; in der Einsamkeit, in der ich lebe, ist mir die Wissenschaft ein

Trost; wenn man die Menschen erst kennen gelernt hat, wie ich sie kennen gelernt habe, wird man wie eine *Mimosa pudica*, man schliesst sich von ihnen ab, man will nichts mehr von ihnen wissen, namentlich, wenn man, wie ich, fast nur mit Uebernischen verkehrt hat.“

„Vous êtes étrangers,“ fuhr der Alte im feinsten Französisch fort.

Heureux ceux qui n'ont point vu la fumée des fêtes de l'étranger, et qui ne sont assis qu'aux festins de leurs pères.

Oh mon pays sera mes amours.

„Sie sind kein Brasilianer, Sie sind ein Franzose,“ rief Dr. Rrambusch, „Ihre Sprache ist klassisch, und nur ein geborener Franzose hat diese feine Nüancierung der Betonung, wie Sie sie haben. Aber Mensch, wer sind Sie denn eigentlich und wie kommen Sie in dieses Loch!“

„Nun, wie komme ich hierher,“ versetzte der Alte, „auf dieselbe Weise, wie Sie hergekommen sind. Ich liebe die Natur, mir ist die Wissenschaft ein Trost; wenn Sie Geduld mit einem alten Manne haben wollen, will ich Ihnen etwas vorlesen, das ich heute geschrieben habe, es ist mein letztes Vermächtnis für die Wissenschaft.“

Der Alte ging in ein Nebengemach und holte ein Manuskript hervor und las den hochehrtaunten Reisenden in glänzendem Französisch eine Abhandlung über das Wesen und die Natur des Protoplasma der Pflanzen vor. Es war ein ausgezeichnete Stil und streng wissenschaftlich behandelt.

„Mann, und das haben Sie geschrieben,“ riefen die beiden Fremdlinge einstimmig.

„Bitte, kommen Sie in mein Studierzimmer, meine Herren, ich kann Ihnen manches Interessante zeigen!“ Mit diesen Worten stand er auf und öffnete eine Thür; und vor den Augen der überraschten Deutschen that sich eine umfangreiche Bücherei von vielleicht fünftausend Bänden auf.

Dazwischen sah man wissenschaftliche Instrumente von grossem Wert, in der Mitte des weiten Gemaches stand ein roher Tisch und ebensolche Stühle, und der Alte lud die Herren zum Sitzen ein.

„Hier,“ sagte der Alte, „finden Sie alle die Namen derjenigen, die als Fürsten im Reiche der Wissenschaft gelten,“ und in seinen Augen funkelte ein ungewohnter Glanz. „Dieses ist mein stilles Reich, hier in dieser Einöde, in die ich mich, angeekelt von der Menschheit, flüchtete, hier fühle ich mich wohl, hier kann ich in Ruhe meinen Gedanken nachhängen und bin sicher, dass kein profanes Auge meine Heiligtümer beleidigt. Die ich einst gekannt und geliebt, sie sind alle tot; die jetzige Generation ist mir und ich ihr fremd geworden; doch die Vergangenheit lebt in mir, in diesen Werken auf, die ich hier in der Einsamkeit als einen verborgenen Schatz hüte. — Alle Erinnerungen an einen der Grössten aller Zeiten, der mein Busenfreund genannt wurde, leben hier mit mir. Die Besteigung des Chimborazo, die Durchstreifung der Llanos mit diesem Freunde, alle jene heiligen und erhabenen Erinnerungen, ich habe sie mir hier in der Einsamkeit bewahrt, im Geräusche des grossen Lebens da draussen wären sie vielleicht erblichen, aber hier stehen die Begebenheiten noch genau, wie sie sich zugetragen, vor meinen Augen, und ich bedarf weiter nichts, wie jener Erinnerungen; sie halten mich aufrecht, sie lassen mich die Weltabgeschiedenheit nicht merken, sie sind der Trost meines Alters.“

Der Alte war aufgestanden, über sein verwittertes Antlitz lief ein sonniger Zug.

„Meine Herren,“ fuhr der Alte fort, „Sie sind heute meine Gäste, vielleicht die letzten, die dieser alte morsche Bau, ebenso alt und morsch wie ich, beherbergt; morgen reisen Sie weiter, prägen Sie sich meine Züge gut ein, nehmen Sie eine Erinnerung mit sich, es wird Ihnen für Ihr ganzes Leben eine angenehme Erinnerung sein, dass Sie die letzten Reisenden waren, die Professor Aimé Bonpland, den Reisegegnossen und Freund Alexanders von Humboldt, von Angesicht sahen, ehe er in die Grube stieg.“

* * *

Herr Dr. Rammusch ist tot, aber der andere Gefährte lebt noch und kann die Wahrheit dieser Geschichte bezeugen. Im Munizipium von Soledade, im Staate Rio Grande do Sul, in einem vergessenen Grabe ruht Professor Aimé Bonpland aus von den Stürmen des Lebens.

Ruhe, grosser Mann, in der Erde des Staates Rio Grande, den du so sehr geliebt! Vielleicht erinnert man sich, dir einen Stein auf's Grab zu setzen! Auf der Stelle, wo der Reisegefährte des berühmten Alexander von Humboldt ruht, weiden Pferde, Ochsen und Esel.

Georg Knoll.

Die Pest in Indien, die gegenwärtig so viel Verheerung und Schrecken anrichtet, ist nicht, wie man gemeiniglich annimmt, zum erstenmale dort eingekehrt. Indien hat selbst einen Pestherd an den Südabhängen des Himalaya in den Distrikten von Kumaon und Garhwal, wo ein Gebiet von 2300 englischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von etwa einer Million seit langer Zeit durchseucht ist. Nur die Gewohnheit der Bewohner, bei Ausbruch einer neuen Epidemie ihre engen, feuchten, mit Menschen und Vieh voll gepfropften Häuser zu verlassen und in provisorischen Hütten auf den Feldern zu leben, hat sie vor dem Aussterben geschützt. Diesmal aber ist die Seuche von Hongkong eingeschleppt worden. Selbstverständlich halten die Hindu, die für Geschichte kein Sensorium zu haben scheinen, das Einschleppen der Seuche für eine absichtliche Bosheit der Europäer mit dem Zweck, die Bevölkerung auszurotten. Um allerlei Begründungen und Ausschmückungen dieser „Hypothese“ ist die fruchtbare indische Phantasie nicht verlegen.

Aus Andeutungen in den alten Schriften lässt sich vermuten, dass schon in grauer Vorzeit die Krankheit nicht unbekannt gewesen sei. Sichere Nachrichten über deren Auftreten in grösseren Gebieten lassen sich bei der vollständigen Abwesenheit von dem, was man Geschichte heissen kann, nicht aufbringen, dagegen geht aus lokalen Berichten hervor, dass die Plage in Hindustan im 14., 16., 17., 18. Jahrhundert je zweimal und im 15. Jahrhundert einmal aufgetreten ist. Aus einem Bericht des Zahlmeisters der Armee Kaiser Jehangirs geht hervor, dass während der Seuche von 1611—1618 vor dem Ausbruch der Krankheit in einem Hause eine Maus oder Ratte aus ihrem Loche kam und wie betrunken gegen Wände und Thüren fiel. Verliessen die Bewohner sogleich das Haus, so blieben sie verschont, sonst wurden sie sicher von der Pest befallen. Auch in Kaschmir wütete die Seuche sehr heftig. Im Jahr 1618 starben in Amadavara in neun Tagen acht Glieder der Familie des englischen Gesandten, auch sonst wurden Europäer in dieser Zeit vielfach weggerafft, während von 1683—1689 meist nur Eingeborene ergriffen wurden.

1689 wurde Bidschapur entvölkert und 1707 der Dekhan nochmals heimgesucht. 1811—1812 wütete die Seuche besonders in Ahmedabad, wo gegen 100,000 Menschen starben, sodass Häuser abgebrochen werden mussten, um dem Mangel an Holz zur Verbrennung der Leichen abzuhelfen.

Neuerdings wird in Südindien ein unfehlbares Heilmittel gegen die Pest in marktschreierischer Weise empfohlen. Es soll von einem Rishi Karunanantha in den Pahi-Bergen in der Provinz Madura herrühren, aus Metallen, Mineralien und 25 verschiedenen Kräutern und Wurzeln bestehen, frei von allen Nachteilen sein und vollständigen unerwarteten Erfolg haben, sogar im letzten Augenblick noch neues Leben und Linderung der Schmerzen bringen, wie ein pomphaftes Begleitschreiben versichert. Da auch in Indien die Dummen nicht alle werden, ist anzunehmen, dass das Mittel dem — Apotheker in Tandschur, der es in den Handel bringt, sehr gut thun wird.

Neues von Sven Hedin. Aus Stockholm berichtet die „Kreuzzeitung“: Von dem Asien-Reisenden Dr. Sven Hedin war seit einem vom 4. September aus Kaschgar datierten Briefe kein weiteres Lebenszeichen eingegangen. In Kreisen, die dem mutigen Entdeckungsreisenden nahestehen, begann man bereits ernstliche Befürchtungen zu hegen, dass der Expedition ein Unfall zugestossen sein könne, als vor kurzem drei neue Briefsendungen von der Hand Hedins in Stockholm eintrafen. Das erste Schreiben war von Lajlik aus abgesandt und trug als Datumsbezeichnung den 15. September. Der zweite Brief kommt aus Kara-dosch am Tarimflusse und ist am 6. November expediert, während der dritte unterm 9. November von Tjimen abgesandt wurde. Aus dem Inhalte der verschiedenen Sendungen geht hervor, dass Dr. Hedin am 5. September Kaschgar verliess, nachdem er seine Proviantvorräte reichlich ergänzt hatte und mit wirksamen Empfehlungsbriefen der Ortsbehörden an die nächsten Ortsältesten versehen war. Ueberall, wohin die Karawane kam, war man von dem Eintreffen Dr. Hedins im voraus unterrichtet und begegnete dem schwedischen Forscher mit grossem Wohlwollen. In Lajlik wurde eine Fähre angekauft, mit deren Hilfe ein Teil der Karawane die Fahrt auf dem Tarimflusse stromabwärts bis zum Lop-nor (150 schwed. Meilen) zurücklegen sollte. Es zeigte sich jedoch bald, dass die Fähre erst eines gründlichen Umbaues bedurfte, bevor sie sich für die ihr zgedachte Bestimmung geeignet erweisen konnte. Im Uebrigen ging die Fahrt glücklich und unbehindert von statten. Der andere Teil der Karawane erhielt den Auftrag, durch die Tarim-Urwälder am westlichen Strand entlang auf dem Landwege vorzudringen. Als Endziel für die Wiedervereinigung wurde Airilgau bestimmt, woselbst Fähre und Landkarawane nach 2¹/₂monatlicher Reisedauer zusammenzutreffen gedachten. Der bisherige Verlauf der Reise war nach Dr. Hedins Angabe überaus erfolgreich. Wie erinnerlich sein dürfte, liegt es in der Absicht Hedins, nach einer gründlichen Durchforschung des Lop-nor-Gebietes, wobei der junge Gelehrte namentlich den Nachweis zu führen versuchen wird, dass sich der ältere Lop-nor-See weiter nördlich von dem jetzigen befunden hat, nach Tschajdom zu gehen, wo man im Sommer einzutreffen hofft. In Tschajdom wird das bisherige Personal verabschiedet und durch Mongolen und Jaken ersetzt. Den Rest des Jahres gedenkt Dr. Hedin im inneren Tibet zu verbringen, worauf im Spätherbste das Winterquartier für 1900 bis 1901 in einer Höhe von 5000

Meter über dem Meere bezogen werden wird. Nach Hedins Auffassung erscheint es von grossem Interesse, die Eigenschaften eines tibetanischen Winters im Hochgebirge zu studieren. Mit der Ueberwinterung ist der Hauptteil des Expeditionsprogramms erledigt und im Frühjahr 1901 gedenkt Dr. Hedin in der einen oder anderen Art nach Indien vorzudringen, um von hier aus die Heimkehr über Kaschmir und den Karakorum-Pass anzutreten.

Ein Bild aus dem Leben der Eingeborenen in Australien. Am Ufer eines der zahlreichen kleinen Flüsse der Nordostküste von Queensland, halb versteckt in dunkelgrünem Laub üppigen australischen Urwalds, bemerken wir das Lager von Eingeborenen, kenntlich zunächst an den zahlreichen willkürlich aufgebauten Rindenhütten. Es ist allem Anschein nach augenblicklich leer, doch nicht verlassen, wie uns das Vorhandensein von Speeren, Decken, abgelegten Kleidern etc. beweist. Und — da regt sich ja auch was in einer der Hütten. Wir entdecken jetzt eine ganze Brut junger, noch blinder Hunde, und neben ihnen — ist's möglich? — ein Mensch, ja wohl ein schlafender Mensch, im Alter bereits ergraut, soeben jedoch einem gemästeten Schwein überraschend ähnlich. Man sieht, wie er so daliegt, fast nichts als einen grossen glänzenden Schmerbauch. Und heute bringen sie ja wohl wieder einen fetten Braten mit: eine, zwei, wohl gar mehr grosse Schildkröten. Wie er sich wieder gütlich thun wird! Wir können ihm seinen Traum vom Gesicht ablesen.

Von draussen lassen sich Stimmen vernehmen. Zwei Frauen nähern sich dem Lager. Die Jüngere von ihnen, kaum sechszehnjährig, leitet an der Linken ein altes, runzliges Mütterlein mit glanzlosen, thränenden Augen, während sie unter dem rechten Arm in einer Baumrinde ihren Säugling trägt. Der Alten hat sie die Ameiseneier übergeben, welche sie heute für sich und sie gesammelt. *)

„Wie mich mein Kopf schmerzt, Mutter,“ sagt sie, während sie sich ihrer kleinen Bürde entledigt. Gerade über der Stirn wird, da sie sich bückt, zwischen den kurzen, krausen Haaren eine breite, klaffende Wunde sichtbar, von der Scheide der Womera (dem Wurfholz) herrührend. „Das letztmal ist's nicht, dass er dich gehauen, Dódika,“ erwiderte die Alte, „gib mir nur von dem mitgebrachten Lehm; ich will dir wieder was draufschmierem.“ Indem sie mit zitternden Händen das altbewährte Mittel auf die Wunde bringt, reckt und streckt sich die Ursache derselben, ihr Ehetyrann gähnend drüben in der Hütte und schießt nach einer Weile, da er die Gegenwart der beiden wahrnimmt, blöden Auges zu ihnen herüber. „Gib mir von deinen Ameisen; mir thut der Bauch weh,“ lässt er sich brummend vernehmen. „Ich bin hungrig, Titegal,“ sagt die junge Frau, nicht ohne einen Anflug von Trotz. „Gib mir von deinen Ameisen,“ wiederholte er. „Gib sie ihm,“ mahnt die Alte. Und Dódika widersetzt sich nicht länger.

Nach und nach füllt sich das Lager. Dutzende von Weibern, Kindern, Hunden kommen an, erstere alle mehr oder weniger bepackt mit Früchten

*) Von grünen Ameisen, die in den Wipfeln der Bäume ihre Nester haben. Der ihnen und den Eiern ausgepresste Saft soll ein auch für Weisse nicht zu verachtendes Magenmittel sein.

aus dem Busch, Wurzeln oder Ameiseneiern. Der eine oder andere von den halbwüchsigen Jungen hat auch wohl mit Hilfe der Hunde eine grosse Eidechse, ein Opossum, ein Stachelschweinchen u. dgl. erlegt. Bald brennt so ziemlich vor jedem Zelt ein kleines Feuer, auf dem das Mitgebrachte, soweit als nötig, in kürzester Frist mundgerecht gemacht wird. Ohne Krawall geht's natürlich bei der Teilung nicht ab. Zwei fünf- bis siebenjährige Bengel streiten sich um einen fetten Eidechsenchenkel, während er noch am Feuer schmort. „Das gehört mir,“ erklärt Yital. „Nein, mir,“ behauptet Wayi. „Wem gehört er? Sag's Bándana,“ wendet er sich zu seiner Mutter, diese bei ihrem Namen nennend. „Macht's selbst aus.“ „Sagst du's, wem gehört er?“ Und er boxt sie mit der Faust auf die knochige Schulter. „Dir gehört er.“ „Nein, mir,“ schreit der andere wieder, „sag: dir, du Sonnenhaariger.“ „Mir, du Schieler.“ „Kurzbein.“ „Bauch.“ „Mit deinem schiefmäuligen Vater.“ „Mit deiner aus-sätzigen Mutter.“ *) „Ich hau dich.“ „Ich beiss dir dein Ohr ab.“ Schwipp — schwapp. Einer liegt heulend und zornig schreiend am Boden. Die Hunde bellen. Weiber kreischen. Es entsteht ein ohrenbetäubender Tumult, der sich erst wieder legt, als die Mutter den Schwerbeleidigten klagend aufnimmt und ihm auch noch ihren Teil von dem Eidechsenbraten ablässt.

Die Sonne steht schon tief im Westen, als geräuschlos drei Kanoes den Fluss hinauffahren und an einer schützenden Bucht unterhalb des Lagers anlegen. Je zwei stämmige Schwarze haben gerudert während die übrigen, mit Speeren bewaffnet, gleichzeitig zu Fuss anlangen. Jetzt hat man sie bemerkt. Von den hoffnungsvollen Sprösslingen jubelnd umringt, entladen sie den Booten zwei mächtige nganya (Schildkröten). Das Glück war ihnen ausnehmend günstig letzte Nacht; denn Nummer drei haben sie schon diesen Morgen drunten am Strand verzehrt. Jetzt, Dódika, kannst auch du deinen Hunger noch stillen. Schon braten die beiden Kolosse in lodernden Flammen, schon springt das Schildkrot. „Der da ist fertig.“ Wie selbst des alten Schmerbauchs Augen leuchten! „Mir diese Seite, Garamu.“ Der schneidet sie ihm aus. Der Anblick des halbprohen, fetttriefenden Fleisches reizt auch den Appetit der andern, und nicht zum mindesten den der magern rüudigen Hunde. Sie kommen heute nicht zu kurz; sie „essen“ mit ihren Gebietern. Auch die Kinder haben heute ihren Festtag und lassen's sich schmecken. Und dort eure Weiber, die vorhin die Beute des Tages mit euch geteilt, habt ihr etwa für sie noch eine besondere Ueberraschung? „Wie dumm du redest“ — man hört's aus dem spöttischen Lachen. — „Wenn wir den Weibern geben, gehen die Tiere hinaus in die tiefe See, und wir haben das Nachsehen.“ Ob sie es glauben, die Bedauernswerten, ob sie den wahren Grund durchschauen? Genug, sie haben zu schweigen. Keine bittet, keine verlangt. Es versteht sich das für sie von selbst. Die andern aber schwelgen, schwelgen bis sie voll sind, und noch ist's kein Ende. Was Wunder, wenn heute niemand Lust verspürt zu Korobberri. (Tanz.)

*) Ein Ende hat damit die Schimpferei noch nicht, doch gehört alles weitere ins Bereich des Unaussprechlichen, wesshalb ich's damit gut sein lasse. Uebrigens handelt es sich bei derartigen Streitigkeiten zwischen den jungen Herren (3-, 4- und 5-jährigen) auch schon um die Zukünftige, die vielleicht gerade nebenan im Sande gröhlt in Gestalt eines Baby.

Der Tobasee auf Sumatra hat etwa die doppelte Grösse des Bodensees. Er ist 11 geograph. Meilen lang und am Süden fast 7 Meilen breit. Sein Wasserspiegel liegt 780 m über Meer. Der See ist ein gewaltiger Krater, ringsum von einem ununterbrochenen ca. 500 m hohen nach dem See hin ganz steil abfallenden Randgebirge umgeben. Vom Süden und Osten steigt das Terrain ganz allmählig zu dieser Höhe auf. Eine Anzahl Bäche und Flüsse ergiessen sich in den See, dessen einziger, durch die Felswand gebrochener Ausfluss am Südostende den Fluss von Assahan bildet. Dieser Ausfluss wird zuweilen durch abstürzendes Gestein mehr oder weniger versperrt, was natürlich eine Erhöhung des Seespiegels zur Folge hat. Das holländische Gouvernement hat 1897 unter Aufsicht eines der rheinischen Missionare das Gestein teilweise wegsprengen lassen, wodurch der See um anderthalb Meter gesunken ist und weite Strecken fruchtbaren Landes, die überflutet waren, gewonnen wurden. Je nachdem der Seespiegel einige Meter höher oder tiefer liegt, bildet das im See gelegene Samosir, auch Pulo Toba genannt, eine Insel oder Halbinsel, da der nur 400 m breite Landstreifen, der Samosir mit dem westlichen Seeufer verbindet, so flach ist, dass ein Anschwellen des Sees um wenige Meter ihn verschwinden lässt. Der See bietet, da der Rand desselben vielfach von Gebirgen überragt ist, an vielen Stellen einen grossartigen Anblick.

Das Land Ophir. Die scharfsinnigen und gelehrten Forscher, sowohl Geographen als auch Sprachforscher, wie Volkswirte haben sich zu allen Zeiten mit der Frage beschäftigt, wo das goldene Ophir Salomos, welches im Buche der Könige erwähnt wird, gelegen hat. Nach der Ansicht der einen soll Ophir nichts anderes als das südliche Arabien gewesen sein. Indessen steht ihr die Thatsache gegenüber, dass Ophir ein goldreiches Land gewesen ist, während Arabien goldarm ist. Nach anderen wiederum wird Ophir nach Indien verlegt. Die meisten Anhänger endlich fand die Behauptung, dass Ophir in dem ostafrikanischen Küstenlande Sofála liege. In allerjüngster Zeit hat nun Dr. Karl Peters durch das Wort „Ophir“ selbst Licht über das Dunkel zu verbreiten gesucht. Das Wort Afrika scheint ihm die alte Wurzel von Ophir zu enthalten. Da die hebräische Sprache sich nur der Konsonanten bediente, so besteht das Wort Ophir aus den drei Buchstaben Aleph = a, Ph = ph, resh = r, mithin aus denselben Buchstaben, welche in dem ersten Teile des Wortes Afr = ika enthalten sind. Auch im Lateinischen ist Afer die alte Wurzel für den Namen Afrika. Nur hat die Sprache wissenschaftlich bisher keine Ableitung für das Wort Afrika geben können; man wusste nicht, woher dasselbe kam, und was es bedeutete. Nimmt man aber, sagt Dr. Peters, an, dass Ophir und Afrika sprachlich dasselbe ist, so wären hierdurch in ungezwungener Weise zwei uralte Probleme mit einem Schlage gelöst. Einmal wird dem bisher namenlosen Afrika sein Name in Ophir zu teil, sodann aber dem rätselhaften Namen Ophir sein Träger in Afrika. Weiter folgt aber, dass der besondere Teil Afrikas, wohin die Salomonischen Fahrten gingen, die Ostküste Sofála gewesen sein muss. Die Meeresbucht an der ostafrikanischen Küste führt noch heute nicht bloss den Namen Sofála, sondern auch Sofara. Dieses letztere Wort entspricht aber der ägyptischen Form der Septuaginta, in der das hebräische Ophir mit Sophera oder Sophera übersetzt wird.